

Die wohlhabende Gesellschaft

„Wenn George Washington wieder zum Leben erwachen sollte, würde er sich in den heutigen USA weit weniger zurechtfinden als bei einem primitiven Indianerstamm Mittelamerikas“, sagte vor einigen Jahren ein amerikanischer Wirtschaftshistoriker. Die wirtschaftliche und soziale Umgestaltung, die die Vereinigten Staaten in den letzten zwei Jahrhunderten erfahren haben, ist unvergleichlich größer und weittragender als etwa die Entwicklung Europas zwischen dem fünften und dem fünfzehnten Jahrhundert. Das Tempo der Entwicklung, das viele Jahrhunderte nach dem Fall Roms außerordentlich gering war, hat sich in den letzten zwei Jahrhunderten verschnellert. Seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ist es immer rascher geworden, und es ist nicht übertrieben, wenn man, was in den letzten dreißig Jahren geschehen ist, als eine geradezu atemberaubende Revolution bezeichnet.

Die Entwicklung der Technologie, das heißt vor allem der auf der modernen Physik, Chemie, Biologie beruhenden Technik ist das Hauptwerkzeug dieser Umgestaltung gewesen. Ihr hat sich unsere Gesellschaft recht mühselig angepaßt. Auf vielen außerordentlich wichtigen Gebieten ist diese Anpassung noch wenig und mit großen Hindernissen vor sich gegangen. Unsere Denkgewohnheiten beruhen auf den Verhältnissen, wie sie vor etwa einem Jahrhundert bestanden haben. Sie folgen nur in großem Abstand der Umwälzung der Technologie. Etwas zugespitzt kann man wohl sagen, daß unsere Gesellschaftswissenschaften den Naturwissenschaften langsam und mit großer Verspätung nachhinken. Nur von Zeit zu Zeit erhebt sich eine Stimme, die auf diesen Abstand hinweist und zur Abschüttelung liebgewohnter und althergebrachter Ideen auffordert.

Eine solche Stimme ist die des Harvard-Professors *J. Kenneth Galbraith*, dessen Buch „Die wohlhabende Gesellschaft“ (*The Affluent Society*) vor kurzem erschien und einen erstaunlichen Publikumserfolg erzielte. Erstaunlich aus einer Reihe von Gründen. Obwohl leicht lesbar, ist es ein ernstes wissenschaftliches Buch. Es macht wenig Konzessionen an den Geschmack des großen Publikums. Es widerspricht liebgewohnten Ideen Amerikas. Es opponiert dem Interesse der überwältigenden Mehrzahl des Leserpublikums —

Galbraith tritt gegen eine Steuerermäßigung auf. Und vor allem — Galbraith kritisiert Amerika; die „wohlhabende Gesellschaft“ — das ist das zeitgenössische Amerika — kommt bei ihm recht übel weg.

Unsere Nationalökonomie geht auch heute noch auf die *klassische Schule* zurück. Sowohl die Anhänger wie die Gegner der kapitalistischen Wirtschaftsordnung stützen ihre Ideen auf das Denken der großen Lehrmeister, die zwischen 1776 und der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts das große Lehrgebäude der theoretischen Nationalökonomie errichtet haben. Die Manchester-Liberalen gehen ebenso auf diese große Tradition zurück wie Karl Marx. Zu den Meistern der großen „zentralen“ Strömung, die das wirtschaftswissenschaftliche Denken unseres Zeitalters geformt hat, gehören Adam Smith und David Ricardo, Karl Marx und John Stuart Mill, Malthus und Lauderdale. In verschiedenen Varianten vertraten sie gemeinsame Ideen. Vielleicht die folgenschwerste darunter war jene, die viele Jahre unter dem Namen des „*ehernen Lohngesetzes*“ bekannt war: der Gedanke, daß die Reallöhne auf die Dauer nicht wesentlich vom Existenz-Minimum abweichen können. Denn sobald sie es erheblich übersteigen, vermehrt sich die Bevölkerung; das Arbeiterangebot geht in die Höhe, der Lohn fällt; sinkt aber der Lohn unter das Existenzminimum, dann verringert sich die arbeitende Bevölkerung durch Hunger, Elend, Krankheit, und dem Gesetz von Angebot und Nachfrage folgend geht der Lohn wieder in die Höhe. Wohl hat Malthus seine ursprüngliche Darstellung der Theorie der Bevölkerung später unter dem Druck der aufgebrachten öffentlichen Meinung abzuschwächen und zu „moralisieren“ gesucht, aber den wesentlichen Teil seines Lehrgebäudes, daß die Bevölkerung rascher anzusteigen droht als die verfügbaren Güter, hat er nicht aufgegeben. Dieser Theorie liegt Ricardos Lehre von der Grundrente — daß auf die Dauer ein wachsender Teil des Volkseinkommens den Grundbesitzern zufließen muß — zu Grunde. Zusammen bildeten die Lehren von Malthus und Ricardo — Marx kritisierte den ersten und hielt große Stücke auf den anderen — das Fundament jener Gesellschaftswissenschaft, die von ihren Zeitgenossen als die „trübselige Wissenschaft“ (*dismal science*) beschrieben wurde — die Volkswirtschaftslehre. Für die große Mehrheit der Bevölkerung, sagte Malthus, ist am Tische der Natur kein Platz. Sie ist zum Hungern verurteilt.

Unzweifelhaft trifft die Lehre von Malthus und Ricardo, die „zentrale“ Tradition der Nationalökonomie, auf jenen gewaltigen Teil des Erdballs zu, den man in der Gegenwart als den „unterentwickelten“ Teil der Welt bezeichnet. In Asien, Afrika, Lateinamerika ist Malthus noch immer der Weisheit letzter Schluß. Solange es nicht gelingt, der Übervölkerung und der allzu raschen Vermehrung der Bevölkerung — zwei verschiedene, aber gleich verhängnisvolle Dinge — abzuwehren, ist der wirtschaftliche Aufschwung ungeheuer erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht. Auch im Westen war Malthus nicht im Unrecht — zur Zeit, da er seinen berühmten Essay schrieb. Trifft aber seine Theorie heute noch auf den Westen zu?

In den letzten hundert Jahren hat sich das Volkseinkommen in allen Ländern des Westens viel rascher vermehrt als die Bevölkerung. Das durchschnittliche Realeinkommen je Kopf der Bevölkerung ist außerordentlich rasch gestiegen und im großen ganzen ist der Anstieg immer schneller geworden. In den wohlhabendsten Ländern — wie etwa den USA, Kanada, Großbritannien, der Schweiz, Skandinavien — ist der Lebensstandard des gelernten Arbeiters heute weit höher als etwa der eines mittelalterlichen Fürsten — dem die primitivsten Methoden der Hygiene unzugänglich waren. Vor allem: solange es möglich ist, Vollbeschäftigung aufrechtzuerhalten und die Resultate der modernen Technologie in die Tat umzusetzen, gibt es keinen Grund anzunehmen, daß die Zukunft nicht weitere Fortschritte bringen wird, sofern nur der Frieden aufrecht erhalten bleibt.

Das bedeutet, daß das Problem der *Schaffung des Volkswohlstandes*, wenn auch nicht voll gelöst, so doch der Lösung nahe ist. Die wichtigsten Fragen, die nun zur Lösung stehen, sind nicht mehr die der Erzeugung, sondern der Verteilung und der Verwendung des

Reichtums, den unsere Produktivkräfte zu schaffen fähig sind. Gerade da aber versagt der Westen, zum Teil weil er noch immer fasziniert auf die Probleme blickt, die er sich vor mehr als einem Jahrhundert stellte. Wir werden noch immer beherrscht von der Tradition der Nationalökonomie, obwohl sich die Fragestellung weitgehend geändert hat. *Fragen der Verteilung sind noch weitgehend zu lösen.* Die radikalen Stimmen, die noch vor zwei oder drei Jahrzehnten nach der Gleichheit riefen, sind zwar verstummt. Weder in den Ländern des Kommunismus — wo die Einkommensunterschiede relativ stärker sind als in den Ländern des Westens — noch in den Gebieten, in denen der Sozialismus am einflußreichsten ist, denkt man ernstlich daran, die Einkommensunterschiede abzuschaffen oder sie auch nur wesentlich darüber hinaus zu reduzieren, was durch die progressive Einkommensteuer schon geschehen ist. (Vielleicht hat man sich hier auf der Linken einst zu große Illusionen gemacht und wirft daher die Flinte jetzt zu früh ins Korn.) Dennoch ist es wahr, daß es selbst in den reichsten Ländern noch Bevölkerungsgruppen gibt, die nach den berühmten Worten des Präsidenten *Roosevelt* „schlecht ernährt, schlecht gekleidet, in schlechten Häusern wohnen“. Sprach *Roosevelt* im Jahre 1933 von einem Drittel der Bevölkerung, auf den das zutraf, so ist es heute in den Vereinigten Staaten vielleicht nur mehr ein Zehntel — aber selbst das ist viel zuviel — vor allem weil es unnötig ist. Eine bessere Verteilung des Volkseinkommens würde auf der einen Seite Luxusgüter wegnehmen, auf der anderen Bedürfnisse schaffen. Hier liegt noch eine der großen Aufgaben der „wohlhabenden Gesellschaft“ — die selbstzufrieden nicht gern an solche ungelösten Probleme erinnert werden will.

Mindestens ebenso wichtig ist aber die Frage, wie der neugewonnene Wohlstand verwendet wird. Hier spricht der amerikanische Sozialkritiker, nicht mehr der Ökonom. Und was er zu sagen hat, trifft weit mehr auf die USA als auf viele andere Länder zu, obwohl es wohl überall Anhaltspunkte dafür gibt, daß das gleiche Problem im Keim auch anderwärts besteht. Auch hier geht es um eine Tradition, die Tradition der liberalen Wirtschaft, die den Staat so machtlos wie möglich erhalten will.

Das *Verhältnis zwischen privaten Ausgaben und denen der Gemeinschaft* hat sich so entwickelt, daß die ersteren grundsätzlich den Vorzug erhalten haben. Das Automobil ist wichtiger geworden als die Schule, die Ausgaben für Unterhaltung, Getränke und Kaugummi sind weit größer als die Mittel, die für Forschung oder Erziehung bestimmt sind. Die Gebäude der Privatwirtschaft werden immer größer und luxuriöser, die Universitäten müssen sich mit bescheidenen Mitteln zufriedengeben. Die Kinos sind gewaltig groß und von glitzernder Pracht, die großen Theater müssen sich der Vergnügungsindustrie zur Verfügung stellen, wenn sie am Leben bleiben wollen.

In der liberalen Schau war es wichtig, die Gemeinschaft in Schranken zu halten, um die Freiheit des einzelnen zu stärken. Aber die „wohlhabende Gesellschaft“ muß nicht mehr diese Wahl treffen. Sie hat genug, sowohl für die Aufgaben, die die Gemeinschaft lösen soll, wie auch für jene, die am besten im Einzelhaushalt erfüllt werden. Das groteske Mißverhältnis zwischen den unzulänglichen Spitälern und dem Aufwand der Luxushotels läßt sich in der „wohlhabenden Gesellschaft“ nicht mehr rechtfertigen — wenn es je gerechtfertigt war.

Noch weitere Folgerungen ergeben sich aus diesen Gedankengängen. „Produktivität“ ist nicht mehr der oberste Gott der „wohlhabenden Gesellschaft“; sie kann es sich leisten, sich um den Sinn der Arbeit im Betrieb zu kümmern und den technischen Fortschritt einzudämmen, wann immer sein Tempo über das Maß des Erträglichen hinausgeht.

Und für die *Arbeiterbewegung*? Für sie zeigt der neue Betrachtungspunkt neue Aufgaben — die freilich oft nur ein Wiederaufleben des Alten bedeuten mögen. In der „wohlhabenden Gesellschaft“ treten die Freizeit und ihre Gestaltung in den Vordergrund, mehren sich die *Kulturaufgaben* der Arbeiter-Organisationen und der Organe der Gemeinschaft. Der „Sprung in das Reich der Freiheit“ bringt neue Probleme und neue Verantwortung mit sich.